

Entbürgerlichung der Seelforge?

Von Constantin Noppel S. J.

I

Seelforge muß sich an den Menschen wenden, so wie er ist. Sie muß deshalb seine soziologischen Daseinsbedingungen und die sich jeweils daraus ergebende Haltung ebenso berücksichtigen wie die Eigenarten von Rasse und Stamm. Ebenso wie sie sich gegenüber diesen der jeweiligen Sprache bedienen, sich in die besondern Lebensformen weitgehend einfühlen muß, so ist sie verpflichtet, möglichst an der jeweiligen Begriffswelt der sozialen und beruflichen Umwelt anzuknüpfen. Dabei muß die Seelforge allerdings mit der Möglichkeit, um nicht schon hier von einer Gefahr zu sprechen, rechnen, daß mit dieser Begriffswelt auch der ihr entsprechende Geist Einzug halte. Dies kann in solchem Maße geschehen, daß der Glaubensgeist, den die Seelforge vermitteln will, wenn nicht ganz verdrängt, so doch bis zur Unkenntnis mit solchem von der Welt herkommendem Geiste vermengt wird. Das Ewige erscheint dann in den Bann des Zeitlichen gezwungen. Es bietet sich für viele infolgedessen so unlöslich mit dem Vergänglichen verquicht dar, daß es für sie keinen Heilswert mehr hat. Ist aber dieses Vergängliche dann gar einmal vergangen, so bliebe für eine dermaßen mit dem Zeitlichen vermengte Seelforge, wenn sie sich aus dieser Umklammerung nicht mehr retten kann, nichts übrig als etwa die Aufnahme in die kulturgeschichtlichen Annalen oder nur in die entsprechende Rumpelkammer eines Volkes.

Darum hat die Seelforge, deren Aufgabe es ist, den Glauben zu künden und in die Herzen zu senken, die unerläßliche Pflicht, bei aller Zeitnähe immer wieder den notwendigen Abstand zu schaffen und zu halten. Durch alles Zeitgewand hindurch muß das zeitlose Ewige doch stets in voller Reinheit sichtbar bleiben und das Zeitgewand darf sich nicht Ewigkeitswert anmaßen: »Sie – Himmel und Erde – werden vergehen. Du aber bleibst. Sie alle werden veralten wie ein Kleid, wie einen Mantel wirst Du sie zusammenrollen, wie ein Gewand, und sie werden verändert werden. Du aber bleibst derselbe, und Deine Jahre nehmen kein Ende« (Hebr. 1, 10-12).

Einst galt es, die Kirche vor einer Verengung in einer Lebensform zu bewahren, die wesentlich auf das Feudalsystem des frühen Mittelalters zugeschnitten war. Das aufstrebende Bürgertum verlangte damals für sich Anerkennung und Zulaß zum Leben in der Kirche. Seit fast einem Jahrhundert erheben sich nunmehr Stimmen gegen eine einseitige Verbürgerlichung der Kirche. Zunächst verlangten die Scharen des neuen sog. vierten oder Arbeiterstandes, daß auch die Kirche in ihrer Sprache spreche. Aber seit der Jahrhundertwende

ist der Anspruch des Bürgertums, tonangebend für die »gebildete« und damit auch herrschende Schicht zu sein, auch aus den eigenen Reihen immer stärker angezweifelt worden. Die Jugendbewegung, die in so starkem Maße gerade von der kirchlichen Jugend als »Junge Kirche« aufgenommen werden sollte, wurde dessen starker Ausdruck. Die neueste Zeit gar will überhaupt die Zeit der Bürgerlichkeit überwunden haben. Auch der Bürger soll in seinem ganzen Sinnen und Denken »Volksgenosse« werden.

Dieses Ringen um die Berechtigung oder Überwindung der Bürgerlichkeit zeigt sich auch auf dem Boden der Seelforge. So trat einerseits die als entschieden zeitugewandte bekannte Wiener Monatschrift »Der Seelforger« in einer Auffatsreihe »Zur Seelforge im Bürgertum und seiner Jugend«¹ noch vor Jahresfrist mit Nachdruck für eine bewußte Berücksichtigung des bürgerlichen Elementes in der Seelforge ein. Das Bürgertum erscheint hier als Heimat der schöpferisch-selbständigen und nicht minder der volksbewußt nationalen Menschen. Das Bürgertum ist der Träger des Fortschrittes. »Das deutsche Volk wird jedoch ebensowenig wie die andern europäischen Völker jemals wieder in vollem Sinne christlich werden, wenn nicht das Bürgertum, der Träger des geistigen Lebens in den Völkern, zur Religion, zum christlichen Leben« zurückfindet. Ein Aufsatz im »Jugendseelforger« (Düsseldorf)² wirft die Forderung nach dem »heiligen Diesseitsmenschen« wieder auf als der Erscheinungsform des neuzeitlichen Menschen. In Belgien-Frankreich und nach deren Beispiel in manch andern Ländern sucht man mit Rücksicht auf die großen Erfolge der Gruppen christlicher Arbeiterjugend auch die bürgerliche Jugend als »Jeunesse indépendante« (Jic) zusammenzufassen.

Demgegenüber spricht der gleiche Aufsatz des Jugendseelforgers von der Gefahr einer Verbürgerlichung selbst der Liturgie. Ein Zeichen, wie man doch wieder fürchtet, in den alten bürgerlichen Kreis zurückzufallen. Ganz allgemein schreibt Professor Steinbüchel mit Bezug auf die heutige Seelforge: »Der Katholizismus ist längst aus einer Zeitsituation herausgetreten, in der ‚Kulturarbeit‘ den Erweis seiner ‚Modernität‘ erbringen sollte. Solche Befinnung auf diese Zeitaufgabe hat einmal in anderer Situation seine Besten geweckt und in der Theologie vor allem Hermann Schells den Christenglauben als weit und stark genug erwiesen, diesen Zeitanprüchen jenseits von allem Kleinglauben und aller beschränkten Engherzigkeit gerecht zu werden. Vor der aufs Letzte gehenden Krise der Religion in unserer Zeit gibt es ein anderes und ein Näheres für das christliche Bewußtsein: die Befinnung auf das Elementarste des Glaubens, auf das Eschaton, auf die Gottwirklichkeit und -wirksamkeit, vor der der profane Bezirk immer nur ein Vorlehtes ist.«³ Von einem Ringen zu verwandtem Ziel im Protestantismus schreibt Heinrich Adolph⁴: Gegenüber

¹ 13. Jahrgang (1937), Heft 10/11. ² 1938, S. 16.

³ »Lebendige Seelforge«, herausgegeben von P. W. Meyer und P. P. Neyer, Freiburg 1937, Herder (vergl. diese Ztschr. Bd. 133 (1938) S. 75).

⁴ Heinrich Adolph, Entbürgerlichung des Protestantismus? Gotha 1936, Klotz (vergl. diese Ztschr. Bd. 131 [1937] S. 70).

dem Stolz auf die Bildungsreligion von einst sucht er angesichts der Fragewürdigkeit und des Zusammenbruchs der bürgerlichen Kultur »Abstand zu gewinnen und einen deutlichen Trennungstrich zwischen sich und dem ‚Liberalismus‘ zu ziehen. Ein Jahrhunderte altes Bündnis soll gelöst werden«.

II

Die so verschiedenen Auffassungen und Wertungen des »Bürgerlichen« lassen sich zu einem guten Teil darauf zurückführen, daß man sich des ganz verschiedenen Inhalts dieses Wortes vielfach zu wenig bewußt ist. Scheiden wir zunächst das Bürgertum als reinen Berufs-(Erwerbs-)stand vom Bürgertum als »Kulturstand«. Nach der ersten Bedeutung umfaßt es im wesentlichen die Handwerker und die sog. freien Berufe, wie Kaufleute, Künstler, ferner auch die öffentlichen und privaten Beamten und wenigstens die gehobenen Angestellten, eben die sog. bürgerlichen Berufe. Wir haben es mit einem allerdings etwas unbestimmten Gruppenbegriff innerhalb des berufsständischen Aufbaues zu tun. Von der Seelforge her ist hier die Fragestellung gleich für alle Erwerbsberufe: Soll sie sich in diese Berufe und deren Gefüge selbst hineinfügen, von dort Ausgang und äußere Gestalt annehmen oder hat sie einen eigengesetzlichen Lebensaufbau und sucht von da aus dem Menschen auch in seinem Berufsleben lediglich zu begegnen, seine Sprache und seine Anliegen auch von seinem jeweiligen Arbeitsberuf her zu verstehen und zu zeigen, wie er auch hier Gott dienen, dessen Gesetz achten und in dieser Arbeit sich heiligen kann? Die Kirche selbst jedoch bleibt unmittelbar und vorzüglich die Gemeinde und Gemeinschaft der »Heiligen«, das »ausgewählte Volk«, wie es schon Petrus und Paulus in ihren Briefen zeichnen?⁵ Hier steht diese Frage nicht zur Erörterung.

Selbstverständlich werden diese bürgerlichen Berufe als Arbeits- und auch Erwerbsberufe im wesentlichen immer notwendig sein. Aber es ist die Frage, ob sie immer jene Geistigkeit erzeugen und auch noch in andere Volkskreise weitergeben müssen oder werden, die man eben als »Bürgerlichkeit« bezeichnet, die das Bürgertum zum Kulturstand macht. Als solcher wird er mehr durch die kulturelle, nicht so sehr durch die berufliche Gemeinsamkeit zusammengehalten (Dr. Wolf im »Seelforger«). Schon das Kind wird in ihn wie in einen echten Geburtsstand (Gundlach) hineingeboren. »Das Bürgertum als Kulturstand geht quer durch die meisten Berufsstände hindurch; am wenigsten Bürger hat vielleicht der Berufsstand Land- und Forstwirtschaft, weil er zum großen Teil ein eigener Kulturstand ist, nämlich der Kulturstand des bäuerlichen Lebenskreises. . . . Das Bürgertum stellt die kulturelle Oberschicht in den meisten Berufsständen dar« (Dr. Wolf).

Innerhalb des so als Kulturstand gesehenen Bürgertums sind nun wiederum zwei fast entgegengesetzte Typen zu beachten: der geruhame Besitzbürger und der nimmerfatte Erwerbsbürger. Dabei kann es sich in beiden Fällen

⁵ Vgl. A. Wikenhauser, Die Kirche als der mystische Leib Christi (Münster i. W. 1937, Aschendorff).

um Vermögens- wie um Wissensbesitz bzw. -erwerb handeln. Vielfach werden diese Unterschiede nicht beachtet oder das Besitzbürgertum lediglich als eine Verkümmernng des echten Bürgertums angesehen. Es handelt sich jedoch um zwei von Anfang an innerlich klar geschiedene Erscheinungen. Dies tritt nach außen freilich nicht immer deutlich hervor, zumal das Erwerbsbürgertum grobenteils aus dem Besitzbürgertum hervorging und auch nach der Höhe und Art der Lebenshaltung hin die Grenze stets flüchtig blieb.

Eben weil das Bürgertum von Beginn an so verschiedene Typen aufweist, läßt sich sein Ursprung nicht schlechthin aus der Tatsache der Stadtsiedlung oder gar dem Grundsatz »Stadtluft macht frei« herleiten. Jakob Strieder hat solcher Erklärung gegenüber wohl den rechten Weg gewiesen, wenn er den Gedanken der auskömmlichen Nahrung der Zunftverfassung dem kapitalistischen Geiste gegenüberstellt, beide auf dem Boden der aufblühenden mittelalterlichen Stadt gewachsen. »Es wird meines Erachtens für die bekannte Streitfrage nach der Entstehung der Zünfte im Mittelalter viel zu wenig oder vielmehr gar nicht beachtet, daß das wichtigste Motiv für die bischöflichen Stadtherrn⁶, die Zunftbildung zuzulassen, in dem Wunsche bestand, durch Innungen das christliche Wirtschaftsideal zu verwirklichen. Das christliche Wirtschaftsideal mit seinem Ausschluß der Konkurrenz, mit seiner Garantie eines standesgemäßen Auskommens für möglichst alle Bewohner der Stadt. Man hat mit Recht betont, daß dieses Ideal nicht zu wirtschaftlichen Großtaten hinzureißen imstande ist, daß es vielmehr leicht zu ‚quietistischer Behaglichkeit und Ruheseligkeit‘ verführe. . . . Es setzt nicht den höchsten Wert des Lebens in den Geldgewinn, sondern es betrachtet umgekehrt nur den Erwerb als die notwendige Grundlage für ein Leben, das andern und höheren Zielen zu dienen bestimmt ist. Es will den Kampf ums Dasein auf wirtschaftlichem Gebiete, das rücksichtslose Niekämpfe des Schwächeren, nach Möglichkeit ausschalten, indem es allen eine zwar bescheidene, aber sichere Existenz gewährt.« Dieses Wirtschaftsideal ist aber nur zu erreichen »in der geschlossenen Stadtwirtschaft, die ja notwendigerweise zum mittelalterlichen Wirtschaftsideal gehört und die auch von Thomas von Aquin als Ideal proklamiert wird«⁷.

Demgegenüber beginnt seit dem 11. Jahrhundert, von den italienischen Städten ausgehend, der kapitalistische Geist sich zu entfalten und zu verbreiten. Dieser ist als »Geist des ökonomischen Individualismus in Italien seit dem 12. Jahrhundert besonders in großem Stil und in glänzender Weise entwickelt. Als seine Träger kommen kräftige, unermüdliche Persönlichkeiten im Wirtschaftsleben aller Städte empor. Ihre Vermögen wachsen bei diesem Aufsteigen. Kredit und Einlagen von Verwandten und Freunden vergrößern noch deren kapitalbildende Wirkung. Man glaubt an diese rastlos tätigen Menschen, man gibt ihnen Glauben, d. h. Kredit. Ein Großhändlerstand bildet sich und ein

⁶ Die meisten dieser Stadtgründungen gehen auf einen Bischof zurück.

⁷ Jakob Strieder, Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen² (1925) S. 58-59.

Bankierstand von bald internationaler Bedeutung.« Über die Sorge um die Familie, sozialen Aufstieg, Ruhmlucht hinaus »trieb sie das Betätigungsbedürfnis der eigenen kräftigen Persönlichkeit. Jener unaufhörliche Schaffensdrang, der sich betätigen muß auf dem Gebiete, auf das sein Träger - man möchte sagen zufällig - gestellt ist.« Als klassischen Zeugen für diese Gesinnung führt Strieder Jakob Fugger, den bedeutendsten deutschen Frühkapitalisten (1459 bis 1525) mit seinem Wort an, als ihm sein Schwager riet, mit seinem Reichtum einen ruhigen Lebensherbst zu genießen: »Er hätte viel einen andern Sinn, er wolle gewinnen, diemeil er könnte.«⁸

So sehen wir bereits am Beginn des Werdens der neuen Stadt, im ersten Werden ihres Bürgertums das zweifache Gesicht desselben sich klar herausbilden. Das Besitzbürgertum mit seiner behäbigen Ruhe ist nicht zuletzt die Stätte der Häuslichkeit und Familienkultur. Wie einst im Klosterfrieden der eben verfloßenen Jahrhunderte in der stillen Zelle Kunst und Wissenschaft keimten und da und dort blühten und reiften, wie das Heilige in diesen Zellen wuchs, wie diese Zellen dem einzelnen kaum bewußt Ferment des neuen Abendlandes wurden und aus ihnen immer wieder Männer und Frauen herausstraten, die das Angesicht ihrer Zeit neu gestalteten - wir erinnern nur an Hildebrand-Gregor, an Bernhard und Hildegard -, so wächst jetzt aus diesen Hauszellen, aus der Ruhe und Stille und Gelassenheit dieses Bürgertums oft gar gemütsinnig und tief die Familie, zumal die deutsche Familie mit ihrer Verehrung zur heiligen Mutter Anna, zum Jesu Kind bis zur nur neueren Formung der Andacht zur heiligen Familie, zur Mutter des Herrn und zum hl. Joseph, dem Nährvater Christi. In den etwas gehobeneren Schichten sammelt sich allmählich reiche Tradition. Nicht nur Spitzweg- und Richteridylle zeugen von solch stillem Glück bis nahe an unsere Zeit, ja noch da und dort bis in sie hinein. Die Pflege der Häuslichkeit und des Sinnes für ein »Daheim«, wie wir es nicht zuletzt in unserer deutschen Heimat so lieben, wie es sich aber auch in abgewandelter Form in der reichen wie der bescheideneren Familienkultur romanischer Länder, besonders Frankreichs, findet, mit seiner Hauskunst, Musik und Handarbeit, mit der familienhaften Geselligkeit nimmt dort wohl ihren Ausgang. Mit gutem Grund zählt Adolph gerade auch das protestantische Pfarrhaus unter die besonders eindrucksvollen Träger dieser bürgerlichen Kultur. »Indem er (Luther) den Pfarrer verheiratete, ordnete er ihn noch ungleich mehr als dadurch, daß er ihn zum Amtsträger der Gemeinde machte, der bürgerlichen Welt ein. Der katholische Priester wahrt Abstand. Der Pfarrer taucht unter im bürgerlichen Alltagsleben, er nimmt teil an Freud und Leid des Bürgerstandes, er wird selbst zum absoluten Bürger.« Je mehr die Zeit dagegen angeht, »um so eifriger sucht er sich in seinem Heim ein Stück jener bürgerlichen Hochkultur zu bewahren, die langsam versinkt und deren letztes Denkmal gerade sein Haus ist«⁹.

Aus dem Schoße dieser Schicht stammt auch der in seiner Familienkultur durchaus verwandte, ja gleichförmige Beamte als allgemeiner Typ. Dank

⁸ A. a. O. S. 57 u. 56.

⁹ A. a. O. S. 27 u. 28.

feines festen Gehaltes, seiner gesetzlichen Verforgung für den Lebensabend vereinigt er sogar in ganz besonderer Weise jene Vorzüge einer wohlgeordneten Bedarfsdeckungswirtschaft in sich und wird deshalb folgerichtig auch zu einem ganz besonders staats-erhaltenden Element der Ruhe und bürgerlichen Sicherheit, ein treuer Vollzieher des Willens der jeweiligen Obrigkeit im Ablauf seines alltäglichen Auftrags. Es wäre reizvoll, der Entwicklung dieses besitzbürgerlichen Geistes gerade auch in den alten geistlichen Territorien Deutschlands einmal nachzugehen, wie auch Strieder in seinem oben-erwähnten Hinweis auf die bischöflichen Städte schon nahelegt.

Diesen klaren Vorzügen der Stetigkeit und Treue, der Innerlichkeit und des Familiensinnes, dem freundlichen Genuß eines gemessenen Maßes von Bildung und Besitz entsprechen allerdings – und man möchte wohl meinen in steigendem Maße – eine gewisse Enge des Blickfeldes, ein Geist der Sättigung und Behäbigkeit, der sich immer mehr in die vier Mauern seiner kleinen Welt zurückzieht. Gegen die Mitmenschen, die vom Glück weniger begünstigt sind, schließt man sich gesellschaftlich und auch politisch-sozial stark ab. Es wächst der politische Bürgerstand, der sich in bürgerlichen Parteien und in dem bürgerlichen Staat Garantien für die Erhaltung seines Besitzes und seiner bürgerlichen Ordnung zu schaffen weiß.

Durch den Einbruch der Aufklärung, des Rationalismus, mag er auch gerade in katholischen Gegenden nicht überall gleichmäßig erfolgt sein, wird die Religion zur Nützlichkeitsreligion, zur Sicherung der Wohlachubarkeit auch über das Leben hinaus und für das Diesseits eines standesgemäßen Begräbnisses. Im Süden und Südosten unseres Vaterlandes hatte diese Art bürgerlicher Frömmigkeit weithin Eingang gefunden. Großer, weiter, apostolischer Sinn, ein Mitleben mit der ganzen Kirche, ein Opfergeist, der nicht nur bemitleidet, sondern auch mitleidet, ist solcherorts dann kaum noch zu finden. So ist denn auch bezeichnend, daß dieser Schicht nur ganz wenige Priesterberufe entstammten und erst die jüngste Zeit – und dies von der in bewußtem Gegensatz zur Bürgerlichkeit stehenden Jugend selbst her – hier eine Änderung zu bringen begann. Diese Gruppe hatte keinen Hunger und Durst mehr, auch nicht nach der Gerechtigkeit; denn sie war eben zu gesättigt am Erdengut. Einst war wohl diesem Verfallen in kurz-sichtiger, eigennütziger Ruhe durch den hl. Franz von Assisi, selbst Kaufmannssohn aus der Kleinstadt eben erwachten Bürgertums, eine Gegenkraft entstanden. Zumal sein dritter Orden für Leute in der Welt, der mit seinen drei Gelübden der standesgemäßen Armut, Keuschheit und des Gehorsams den geschilderten Gefahren des Bürgerstandes, der fatten Besitzfreude, dem ungehemmten Genießen und der persönlichen Unabhängigkeit gerademwegs entgegentrat, war ein mächtiger Damm. Aber der Schwung dieser Bewegung verlangsamte sich bei der Ungunst der Zeiten. Gewiß gelangen da und dort auch erneute Teilreformen. Wir erinnern an Kolping und sein Werk. All diese Bestrebungen standen aber stets im harten Kampf gegen den seit der Aufklärung mächtig aufgeblähten Geist des kapitalistischen, typisch

liberalen Bürgertums. Dieser hatte es verstanden, auch seinerseits immer weitere Kreise des alten Besitzbürgertums in seinen Bann zu schlagen und es so auch immer mehr mit in den Strudel der großen gesellschaftlichen Wandlungen hineinzuziehen.

Immer schon bildete das breite Besitzbürgertum den Nährboden für einzelne starke Naturen, die sich dort in Ruhe das erforderliche Maß von Wissen und Bildung erwarben, um dann die besitzbürgerliche Enge zu sprengen, nicht nur zu arbeiten, sondern zu schaffen, zu gewinnen und zu mehren. In gar hohem und edlem Sinn gilt dies, wie schon angedeutet, z. B. von Franziskus und vielen seiner Jünger selbst. Aber mochten auch neben Religion noch die schönen Künste manches solcher Weitung bürgerlicher Horizonte danken, das Streben der Mehrzahl ging doch dahin, die Grundlage jeden Bürgertums, den Besitz, zu vermehren. Das kapitalistische, das Erwerbsbürgertum, wie wir es oben im Anschluß an Strieder schilderten, entsteht unter den Einflüssen der Kreuzfahrerzeit durchaus auf dem Boden der hochmittelalterlichen Kirche. Ritter und Bürger begegnen sich in ihm. Aber eben weil es aus seinem engen Raum hervorstößt, aus den Mauern seiner Städtlein in die weite Welt tritt, ist es auch in ganz anderem Maße als das Besitzbürgertum den Strömungen und Wandlungen der Zeit ausgesetzt. So ist doch wohl nicht zu bestreiten, daß durch die Reformatoren Luther und vorab Calvin das kapitalistische Bürgertum nicht nur an Breite gewann, am Heraufziehen eines kapitalistischen Zeitalters wesentlich beteiligt war, sondern auch seine Geistigkeit stark beeinflusst wurde. Dies gilt ganz besonders von der Entwicklung zu einer »bürgerlichen Immanenzkultur« hin, die »den Sinn des Lebens nicht mehr in einem schattenhaft gewordenen Jenseits, sondern im Diesseits findet«. Nach Professor Adolph, der diesen Entwicklungsgang gerade von protestantischer Sicht aus sehr eindringlich schildert, gilt dies auch für die unmittelbare Praxis des Lebens: »Jeder religiöse Werkkult war verboten. So stürzte man sich in die weltliche Arbeit. Empfund sie mehr und mehr als Selbstzweck. Man wurde betriebsam, fleißig, erfolgbesessen, mit einem Wort: bürgerlich.« »Es wächst eine rein profane Kulturgestalt empor, die sich schließlich als Selbstzweck setzt und am Ende auch den Glauben danach befragt, wie weit er sich kulturell ausweisen kann. Verweigert er die Antwort oder vermag er keine zu geben, so wird er mit dem ungeheuerlichsten Verdikt der modernen Welt belegt, das noch gefürchteter ist als Acht und Bann des Mittelalters: mit dem Verdikt der kulturellen Rückständigkeit. Dies bedeutet den bürgerlichen Tod.«¹⁰

Begreiflicherweise ist von hier bis zum »gläubigen Rationalisten« kein weiter Weg mehr, wie ihn Adolph trefflich schildert: »Der Gottesgedanke verliert seine irrationale Abgründigkeit, dialektische Innenspannung von Zorn und Gnade.... Er wird anthropomorph und damit flach. Gott erscheint als alter Bekannter, als der erste Rationalist, der die beste aller Welten geschaffen hat, der überall höchst zweckmäßig und nützlich in der Natur verfährt und den gesamten Kos-

¹⁰ Adolph a. a. O. S. 20 u. 21.

mos auf menschliche Zwecke hin angelegt hat. Christus steht in der Geschichte als Tugendlehrer und moralisches Vorbild. Das Evangelium wandelt sich unter der Hand in eine Sammlung nützlicher Ratschläge . . . die Kirche (ist) eine Anstalt zur Volksaufklärung und zur Durchsetzung von Bildungszwecken. Das Reich Gottes wird als Idealzustand an das Ende der Geschichte verlegt. Die eschatologische Erwartung macht dem optimistischen Ausblick in die Zukunft Platz usw.«¹¹

Wenn es nun auch richtig ist, daß die Reformation und die weitere von ihr ausgelöste Geistesentwicklung wesentlich umformend in den Bestand des spätmittelalterlichen gläubigen Besitzbürgertums eingriffen, und wenn man selbst noch die vom Humanismus unmittelbar ausgehenden Kräfte hinzunimmt, so bleibt doch zu beachten, daß Teile, wir möchten sie nicht nur Restbestände nennen, dieses christlichen Bürgertums auch als Besitzbürgertum bis in unsere Zeit hineinreichen.

Anderseits ist ebenso zu beachten, daß jenes umgewandelte Erwerbsbürgertum keineswegs auf den Bereich der neuen Bekenntnisse beschränkt blieb, sondern auch beträchtliche Teile des katholischen Bürgertums erfaßte. Daß dies, von den alten Sitzen des Frühkapitalismus wie etwa den katholischen Niederlanden abgesehen, im wesentlichen wohl erst durch die Aufklärung geschah, ändert hieran nichts. Der katholische Liberalismus ist das Ergebnis. Er findet sich in der Kleinstadt als eine Mischung der geistigen Haltung der Aufklärung mit der Enge des alten Besitzbürgers, dessen Bestes auf diese Weise verdrängt wird. Er findet sich aber auch als ausgesprochen kapitalistischer Liberalismus mit betont religiöser Note namentlich am Niederrhein, in Belgien und Frankreich. Das christlich-katholische Denken bemüht sich dabei, die offenkundigsten Härten auf persönlichem und wirtschaftlichem Gebiet durch persönliche Fürsorge (Patriarchalismus) und Einrichtungen karitativen Charakters auszugleichen (Schule von Angers).

Die Unzulänglichkeit dieser Bemühungen als Ganzes und grundsätzlich gesehen ist von Leo XIII. durch die Enzyklika »Rerum novarum« vor aller Welt klargestellt worden. Aber auch im Rahmen des auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete durch staatliche Intervention (Arbeiterschutz, Sozialversicherung) gemilderten Liberalismus dauert eine Haltung an, die wenigstens sehr nahe an das oben im Anschluß an Adolph geschilderte Diesseitschristentum mit seinem Kulturoptimismus herankommt. Wenn auch die dogmatischen Grundlagen der Kirche nicht in Frage gestellt wurden, so fehlte doch die Fähigkeit, aus dem eigenen Glaubensbesitz eigene Wertungen und Wirkformen in die Welt hinein abzuleiten. Man bemühte sich, jeden Schatten jener todeswürdigen Kulturückständigkeit von sich abzuwenden und die Diesseitstüchtigkeit der Kirche auf jede mögliche Art zu beweisen. Mag dieses Bemühen für seine Zeit apologetische Berechtigung gehabt haben, es hat doch viele in ihrem Kulturoptimismus und in der wenigstens tatsächlichen Auffassung der Religion zunächst als einer

¹¹ A. a. O. S. 44.

Kulturfunktion und als eines notwendigen Zubehörs des anständigen oder gar nur des bürgerlichen Menschen im Gegensatz zum gottlosen, materialistischen Proletarier bestärkt.

Freilich löste diese Überbetonung des heiligen Diesseitsmenschen dann nach der Jahrhundertwende um so bewußter und stärker die Gegenbewegung aus. An die Stelle eines oft kritiklosen Hineinströmens in die Diesseitsbezirke des Lebens tritt zunächst ein bewußtes Sichfammeln aus dieser Ausgegessenheit, ein Sichwiederbefinnen auf die jenseitigen Güter, auf die Wirklichkeit und Mächtigkeit des christlichen gnadenhaften Seins. Nicht mehr das Christentum hat sich vor der Welt als daseinsberechtigt auszuweisen, sondern diese hat sich dem Gerichte des Ewigen zu stellen.

III

Der Leitung der Kirche war diese souveräne Stellungnahme nie fremd. Schon Pius IX. hatte z. B. in dem 1864 veröffentlichten »Syllabus« den Satz verurteilt: »Der Papst kann und muß sich mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und der modernen Zivilisation versöhnen und verständigen.« Damit war der Trennungstrich klar gezogen. Für die seelforgliche Haltung, im besondern dem Geiste eines liberalen Bürgertums gerade zur Zeit seiner Hochblüte gegenüber, bieten die beiden Fastenhirtenschreiben des damaligen Kardinalerzbischofs Joachim Pecci von Perugia, unmittelbar darauf als Nachfolger Pius' IX. Papst Leo XIII., über die Kirche und die materielle bzw. sittliche Kultur vom 6. Februar 1877 und 10. Februar 1878 ein sprechendes Beispiel.

Pius IX. hatte durch seine klare Stellungnahme die Welt eines bürgerlichen Liberalismus, der sich selbst zum letzten Maße aller Dinge machte, gleichsam in die Schranken gefordert. Leo XIII. nimmt noch als Kardinal Pecci diesen Kampf auf, der ihm in Form eines »erbitterten Krieges gegen die Kirche im Namen der Zivilisation« und der Gefahr eines Massenabfalls von einer Kirche, die als Feindin des Fortschrittes gebrandmarkt wird, entgegenschlägt. Er zeigt schon damals, wie dieser Fortschritt der menschlichen Arbeit die Würde raubt, den sittlichen Wert dieser vornehmsten Quelle irdischen Wohlstandes mit Füßen tritt, den Menschen, »das arme Opfer der wieder heidnisch gewordenen Arbeit«, zur Maschine macht. Demgegenüber führt der wahre Fortschritt, den die Kirche nicht nur begrüßt, sondern von Anfang an gefördert hat, so wie er von Gott ausgeht, auch wieder zu Gott zurück. So hatte es eben erst bezüglich der wahren Wissenschaft das Vatikanische Konzil (1870) in seiner Erklärung über Glaube und Vernunft (Kap. 4) dargelegt. Darum wiederholt Pecci mit dem »Syllabus« die Verurteilung des Satzes: Die menschliche Vernunft ist ohne alle Rücksicht auf Gott der einzige Richter über Wahres und Falsches, Gutes und Böses, sie ist sich selbst Gesetz und reicht mit den natürlichen Kräften aus, das Wohl der Menschen und der Völker zu begründen. Ihrerseits stellt die Kirche den genußfüchtigen Menschen, wie jenen, die der Durst nach Gold oder eine unbändige Gier nach den Gütern dieser Welt erfaßt hat, und jenen, die sich

selbst gewissermaßen als Mittelpunkt alles andern aufstellen, die Lehren des Evangeliums entgegen, um schließlich selbst dem Stolzen die schlichte Einfachheit eines Kindes anzubefehlen (Matth. 18, 3 f.). Die Kirche fordert über alle Rechenhaftigkeit und eigene Befriedigung hinausgreifende Nächstenliebe, deren Maßstab die todesmutige Großmut der Erlöserliebe ist.

Damit sind die Grundlagen jener Bürgerlichkeit getroffen, die sich gerade im 19. Jahrhundert immer mehr ausdehnte und auch in verschiedenen Graden in das katholische Bürgertum eingedrungen war. Was Pecci begonnen, führte Leo in noch größerem Ausmaße fort. Er bekämpfte teils direkt den Liberalismus, so besonders im Sendschreiben über die echte Freiheit vom 28. Juni 1888, teils suchte er ihn zu überwinden durch Weisungen und Ratsschläge für einen positiven Neubau der Gesellschaft, wie im Sendschreiben über die Arbeiterfrage vom 15. Mai 1891, das dann an seinem 40. Jahrestage im Schreiben Pius' XI. über die gesellschaftliche Ordnung seine Krönung fand.

Hatte schon im 19. Jahrhundert auf dem Höhepunkte des Bürgertums bei aller persönlichen Hingabe und bei allem Verständnis für einen gewissen Gehalt an echten Werten die Kirche in ihren hervorragenden Seelsorgern solche Worte gegen den bürgerlich-liberalen Geist gefunden, so haben wir heute in einer Zeit offenkundigen Niederganges dieser Gesellschaftsgruppe erst recht keinen Anlaß, sie als solche von der Seelsorge her zu stützen. Dies gilt auch für ein vom Geiste des Liberalismus durchsetztes Besitzbürgertum. Es hatte sich ja in weitem Umfang infolge seiner Geruhlichkeit und Lässigkeit, seiner um das eigene Ich kreisenden Beschränktheit als unfähig erwiesen, dem eindringenden Rationalismus standzuhalten. Seine Glaubensfestigkeit und Glaubensfreudigkeit wurde aufs tiefste erschüttert. Diese »Bürgerruhe« ist wertlos.

Wohl aber muß auch der Seelsorge daran liegen, nicht nur der äußeren oder inneren Not des einzelnen von einer Zeitwende Hartgetroffenen hilfreich beizustehen. Ihr Anliegen muß es mit sein, trotz aller Verbildung noch vorhandene Ur- und Dauernwerte in eine neue Zeit hinüberführen zu helfen. So muß alles geschehen, die Werte, die das Bürgertum der Familie gebracht hat, zu erhalten, ja zu stärken. Die reiche Familientradition, wie sie sich in langen Geschlechterfolgen seit der stadtgebundenen Bedarfswirtschaft immer wieder bildete, soll mit all ihren schöpferischen Werten nicht untergehen. Freilich darf sie nicht wieder in sich selbst zurücksinken. Sie muß sich ihrer Aufgabe als Zelle nicht nur mit Rücksicht auf das eigene Wachsen und Sicherneuern bewußt sein, sondern auch als lebendige Zelle eines größeren Ganzen. Seelsorglich bedeutet dies die bewußte Erziehung und Einbauung der Familie im Rahmen der kirchlichen Gemeinde, der lebendigen Pfarrgemeinde sowohl wie auch, nicht minder klar gesehen, der großen und weiten lebendigen Kirche Christi. Mit dieser Sorge und Verantwortung für einen noch weiteren, größeren Bereich wird die eigene Ruhe zwar nicht zerstört, wohl aber immer wieder aufgelockert; neue Kräfte können aufbrechen und finden Spielraum, sich zu entfalten.

Ebenso ist die kraftvolle Entfaltung der Persönlichkeit, das bewußte Stre-

ben nach Erschließung und Beherrschung der Kräfte der Natur, der Fortschritt menschlicher Zivilisation und Kultur zu pflegen. Soll dieses Streben aber nicht wie im kapitalistischen Erwerbsbürgertum wieder in Eigennutz und Klasseninteresse enden, dann muß es von Grund auf in den großen gemeinsamen Zielen der staatlichen und völkischen wie der christlichen Gemeinschaft verwurzelt sein. Dies um so mehr, je stärker die selbstische Neigung ist. Auch die Seelforge hat dies zu sehen. Ihre Wefensaufgabe ist es ja, für »das eine Notwendige« besorgt zu sein. Gewiß muß sie die Sprache derer reden, zu denen sie spricht, muß sie den Menschen in seiner gegebenen Umwelt und durch sie erfassen. Aber dieses Reden und Erfassen muß aus den zentralen Werten heraus geschehen, darf weder zu einer Art Besitz- noch Klassenmoral werden. So hat erst Ostern 1937 Pius XI. an die Bischöfe Mexikos geschrieben, bei allem Mühen auch um die irdische Not der Gläubigen doch stets die wahre Ordnung der Werte, die Heiligung der Seelen, das »Suchet zuerst das Reich Gottes« des Evangeliums vor Augen zu halten. Dann wird man »nicht Gefahr laufen, die Grundsätze unmittelbaren Zwecken und solchen zweiter Ordnung zu opfern. Man wird nie vergessen, daß jenem obersten Zweck sich auch die sozialen und wirtschaftlichen Einrichtungen sowie die karitativen Unternehmungen unterordnen müssen«. Dies wird sich auch im äußern Auf- und Einbau der verschiedenen Werke, in ihrem Verhältnis zur Kirche und zur Hierarchie zeigen. Pius entnimmt das Maß hierfür in jenem Schreiben selbst aus der Einheit des mystischen Leibes Christi. Von hier aus, von der lebendigen Gliedschaft am Leibe Christi, ergibt sich auch für Pius XI. die christliche Grundlegung für das Schaffen des einzelnen Christen. »Ein so aufgefaßtes Apostolat ist nicht die Auswirkung eines rein natürlichen Tätigkeitsdranges, sondern die Frucht einer gründlichen inneren Bildung. Es ist das notwendige Sichausdehnen einer starken Liebe zu Jesus Christus und zu den mit seinem kostbaren Blute erlösten Seelen, das sich auswirkte in dem Bestreben, das Leben des Gebetes, des Opfers und eines unerfättlichen Seeleneifers nachzuahmen.« Apostolat und nicht Aktivismus; Sendung und nicht nur Schaffensfreude, geschweige denn Geschäftigkeit; Dienst, nicht nur Lust.

Nur wenn so der Standpunkt der Seelforge eindeutig ein jenseitiger und zugleich wahrhaft »katholischer«, d. h. welt- und zeitungspannender bleibt, kann sie auch in ihrer Weltzugewandtheit und Weltoffenheit organisch und nicht in erschütternden Gegensätzen und Gegenspielen sich über die Zeiten hinweg entwickeln, dem Anruf jeder neuen Zeit mit ewigen Werten dienen. Wo immer das Eingehen auf die Zeit zu einem Eingehen in sie und damit auch zu einem Untergehen mit ihr zu werden droht, wo aus der Begegnung mit ihr eine Bindung an sie werden will, wird jeder neue Zeitwandel schmerzliche Lösungen bedingen. Aus einer vom Religiösen her gesehenen wesentlichen Einstellung wuchsen der Kirche auch stets jene großen Seelforgergestalten zu, die zielsicher in eine neue Welt hineinführten. Denken wir an einen hl. Paulus, Gregor den Großen, einen hl. Bernhard oder Franz, einen Karl Borromäus, einen Johann Michael Saller bis herab zu den großen Päpsten der jüngsten Zeit. All diese

Gestalten fühlten sich gewiß auch gerade ihrer Zeit verpflichtet, aber sie waren ihr nicht verhaftet, dienten ihr, waren aber nicht ihre Knechte, weder einer alten noch einer neuen Zeit.

So werden wir auch der Frage dieses Aufsatzes antworten: Soweit es gilt, »bürgerlichen Menschen« dienend auf dem Weg zum Heil zu helfen, wird die Seelsorge dies in verstehender Weise tun, solange sie eben diese Menschen vorfindet. Sollte aber irgendwie ihr eigenster über Zeit und Raum erhabener Besitz und damit ihre eigene ihm entspringende Kraft im langen Mühen um diesen Menschen überfremdet worden, also selbst in etwa verbürgerlicht worden sein, dann wird sie sich davon lösen, auch wenn es ein schmerzliches Abschiednehmen bedeutete, mag dies liebgewonnene persönliche Lebensgewohnheiten, bestimmte Seelsorgsmethoden oder auch Gedankengänge betreffen.

Gegenwartsnahe Werte in der Jesuitenpädagogik

Von Josef Schröteler S. J.

Wer die pädagogischen Bestrebungen unserer Tage in den verschiedenen Ländern überblickt, kann an der Tatsache nicht vorbeisehen, daß man weit- hin den mit großem Elan vorgetragenen Reformbestrebungen der letzten Jahr- zehnte mit immer stärker werdender Zurückhaltung begegnet. Man scheint jezt von Tag zu Tag klarer einzusehen, daß jene sich überstürzende Reformmut gewiß im einzelnen manches Beachtliche und Lebenskräftige gezeitigt hat, daß aber, aufs Ganze gesehen, der Erfolg kaum in einem geraden Verhältnis zur auf- gewandten Mühe steht. Der Grund für solche Zweifel und Bedenken dürfte darin zu suchen sein, daß man mehr und mehr die alte Wahrheit wiederentdeckt, es komme wie bei aller aufbauenden und schöpferischen Leistung weniger auf die Trefflichkeit des Details als auf den richtigen Ansat; und vor allem auf den klar durchgeformten Grundriß an. Damit wird aber die Besinnung auf die Bildungs- arbeit mehr vom zeitgeschichtlich Wechselnden auf die überzeitlichen, dauernden Grundlagen verwiesen.

Es brauchte geraume Zeit, bis sich die Konstruktionsfehler unseres Bildungs- wesens so enthüllten, daß sie nicht mehr übersehen werden konnten. Erst dauern- der Mißerfolg und laute Klagen, die infolgedessen von zahlreichen Beteiligten erhoben wurden, führten zu ernster Besinnung und gaben dem von der Be- geisterung für das Neue geblendeten Blick jene schlichte Einfachheit wieder, mit der eine echte, an den objektiven Tatbeständen ausgerichtete Kritik möglich wurde.

Bei solcher um das wahre Gesicht der Bildungsarbeit sich mühender Über- legung »entdeckt« man nun in steigendem Maße Bildungsideen der Vorzeit und findet, daß ihnen mehr Beachtung geschenkt werden müsse, als ein reform- freudiges, fast nur Gegenwart und Zukunft zugewandtes Zeitalter für nötig erachtet hatte. Um nur ein Beispiel für solche Umkehr zu nennen: Der Ham-